

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Braker Anzeiger und Wochenblatt für den Kreis
Ovelgönne und Amt Elsfleth. 1858-1863
7 (1863)**

24.1.1863 (No. 7)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-915251](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-915251)

Bräuer Anzeiger

und Wochenblatt für den Kreis Obelgönne und Amt Elsfleth.

Siebenter Jahrgang.

Nr. 7.

Dieses Blatt erscheint wöchentlich
zweimal, Mittwochs und Sonnabends.
Preis pro Quartal 7½ Groschen.

Sonnabend, den 24. Januar.

Inserate finden Dienstag resp. Freitag
bis 4 Uhr Nachm. Aufnahme. Die ge-
spaltene Petitzeile kostet 1 Groschen.

1863.

Das Testament des Wucherers.

Novelle von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

„Ich danke Gott, daß Ihr beide wieder da seid,“ sagte er, auf Mathilde, die, wie es schien, Gustav schon beruhigt hatte, einen freundlichen Blick werfend, „geht jetzt zu Selma, trinkt ein Glas Punsch und kommt dann wieder herbei, es sind wichtige Dinge während Eurer Abwesenheit vorgefallen.“

Er drängte die jungen Leute saust hinaus und setzte sich dann in seinen Sessel, um die Briefe nochmals zu überlesen.

Ungefähr eine Stunde war seit dem Fortgange Konrads verstrichen, als sich plötzlich gemessene Schritte auf der Straße vernehmen ließen; die Hausglocke ward heftig gezogen, und einige Minuten später traten Konrad und der gefesselte Bagabund, dem ein Polizeicommissair und zwei Gensdarmen folgten, in's Cabinet.

Nelborn ließ das Brautpaar rufen, bat den Commissair, Platz zu nehmen und trat dann dicht vor Schmidt hin, der, seinem gläsernen Blick und der stark gerötheten Nase nach zu schließen, der Branntweinflasche wieder stark zugesprochen hatte.

„Kennt Ihr diese Briefe?“ fragte er, die Papiere ihm vorhaltend, „wißt Ihr, was sie enthalten?“

Schmidt besaß trotz seiner Trunkenheit noch so viel Geistesgegenwart, daß er in dem Blicke, den er auf die Briefe warf, Erkennen zu heucheln versuchte, doch an der fahlen Blässe, die sein Antlitz überzog, scheiterte dieser Versuch vollständig.

„Zeugnet nicht,“ fuhr der Notar mit erhöhter Stimme fort, „Ihr habt diese Briefe geschrieben und jene Verbrechen begangen. Legt ein offenes Geständniß ab, so will ich sehen, was ich für Euch thun kann, vielleicht gelingt es mir, Euch das Leben zu erhalten.“

Schmidt warf einen Blick voll Mißtrauen auf den Sprechenden, ließ denselben rasch über die im Zimmer weilenden Personen schweifen und setzte sich dann auf einen Stuhl.

„Sagt mir vor Allem, ob der Rechtsconsulent Becker ebenfalls verhaftet ist,“ hob er an, „er ist der Hauptschuldige, er soll auf der Anklagebank auch neben mir sitzen.“

„Beruhigt Euch über diesen Punkt,“ entgegnete der Notar, „Euer Spießgeselle wird morgen in Nummer Seiner abgeführt werden. — Jetzt beantwortet offen und ohne Zug die Frage, die ich an Euch zu stellen habe. — Was bewog Euch dazu, das Kind Hollmanns zu ermorden?“

Schmidt war allwählig nüchtern geworden, er sah daß seine Briefe in den Händen des Gerichts waren und Zeugnen nichts half. Der Selbsterhaltungstrieb, noch mehr aber der glü-

hende Haß, den er unter der Maske der Freundschaft dem Rechtsconsulenten nachtrug, bewogen ihn, sich so viel als möglich von der Schuld rein zu waschen und den größten Theil dem, der ihn zu diesen Verbrechen verleitet hatte aufzubürden.

„Wer kann behaupten, daß ich das Kind ermordet habe?“ erwiderte er auf die Frage Nelborns, „obwohl Becker mir derzeit dies befohl, that ich's doch nicht; ich hatte gute Gründe das Leben des Kindes zu erhalten.“

Anna erhob sich und trat an den Bagabunden heran.

„Kennt Ihr mich?“ fragte sie — „erinnert Ihr Euch des Weibes, welches Ihr durch süße Worte bethört und ins Unglück gestürzt habt? Ich will es Euch verzeihen, daß Ihr mein ganzes Lebensglück vernichtet, nur gesteht offen und ehrlich die Wahrheit, wo Ihr das Kind gelassen habt und wo ich es wiederfinden kann.“

„Euch zu Liebe thue ich's gewiß nicht,“ höhnte Schmidt, das Weib anstierend, „warum wart Ihr so dumm, in die Falle zu gehen, die ich Euch stellte? — Aber mein eignes Interesse fordert, daß ich die Wahrheit sage; ich kann mich eines Mordes nicht schuldig bekennen, den ich nicht begangen habe. Becker hatte auf das Vermögen des Wucherers, mit dem er sehr befreundet war, ein Auge geworfen, und um es einst zu erlangen, entwarf und verfolgte er den Plan, den Mann zum Menschenfeind zu machen, seine Freundschaft in das vortheilhafteste Licht zu stellen, ein Testament zu erschleichen und ihn dann — — na, das gehört nicht hieher.“

„Zu ermorden!“ ergänzte Nelborn, der inzwischen neben dem Commissair Platz genommen und diesem die Briefe überreicht hatte, — „ich weiß, doch fahrt fort.“

Schmidt blickte den Notar mit dem Ausdruck des Erstickens an.

„Er hatte zur Ausführung dieses Planes einen Menschen nöthig, der Genie und ein weites Gewissen besaß,“ fuhr er nach einer Weile fort, „und da er guten Lohn versprach, so übernahm ich es, ihm hülfreiche Hand zu leisten — that ich's nicht, hätte sich doch ein Anderer dazu gefunden. Vor Allem galt es, die Frau Hollmanns auf Seite zu schaffen. Es gelang mir dadurch, daß ich den alten verliebten Narr eifersüchtig machte; seine Vorwürfe und Quälereien, die, wie ich vorausah, in Thätlichkeiten ausartete, zogen der Frau die Schwindsucht zu. Jetzt standen uns nur noch das Kind und dessen Pflegemutter im Wege. Ich knüpfte mit der Letzteren, derselben, die jetzt wie eine reuige Sünderin neben Ihnen steht, ein Liebesverhältniß an, bewog sie, mit dem Kinde das Haus Hollmanns zu verlassen und schickte sie gegen Willen glücklich nach Amerika ein. . . . Mit dem Kinde kehrte ich hierher zurück. Becker drang darauf, ich sollte es in den Fluß werfen, damit es nie wieder zum Vorschein kommen

könne, und ich war schon auf dem Wege, dies zu thun, als plötzlich der Gedanke in mir aufstieg, daß das Leben des Mädchens mir vielleicht später einmal viel werth sei. Ich bestach einen Todtengräber, er verschaffe mir die Leiche eines Kindes, ich warf diese in den Fluß, schrieb dem Rechtsconsulenten, daß sein Auftrag vollzogen sei, und übergab das Kind Hollmanns einer armen Frau, die nahe bei der Stadt in einem Dorfe wohnte. Von Zeit zu Zeit ging ich hinaus, um das ausbedungene Kostgeld zu zahlen und nach dem Kinde zu sehen. Als es fünf Jahre alt war, wollte ich es an mich nehmen, um ihm in der Stadt eine bessere Erziehung geben zu lassen, — ich hatte es lieb gewonnen und, wie ich Ihnen schon sagte, große Hoffnungen auf dasselbe gebaut. Ich war seit einem Vierteljahre nicht mehr in der Gütte seiner Pflegemutter gewesen, und als ich jetzt hinkam, fand ich das Nest leer. Auf meine Fragen erhielt ich von den Nachbarn die Antwort, die Frau sei sammt dem Kinde vor sechs Wochen zu ihrem Manne nach Amerika hinfertig und habe keine Nachrichten für mich hinterlassen. Der Bürgermeister des Orts sagte mir dasselbe. Meine Nachforschungen, die ich drüben anstellte, führten zu keinem Resultate, und somit habe ich seit jener Zeit nichts mehr von dem Kinde gehört.“

Mathilde, die den Bagabund, welcher die feine Kleidung noch trug, in der er wenige Stunden vorher vor ihr erschienen war, sofort wieder erkannt hatte, war bei den letzten Worten desselben aufmerksam geworden; sie beugte sich zu Gustav hinüber und flüsterte diesem einige Worte in's Ohr.

Der Doctor erhob sich und zog einige zerknitterte Briefe aus der Tasche, die er mit den Briefen Schmidt's verglich.

„Es ist kein Zweifel mehr,“ nahm er zum Bagabunden gewendet das Wort, „Ihr habt diese anonymen Briefe an meine Braut geschrieben; wer gab Euch den Auftrag dazu?“

„Becker,“ entgegnete der Bagabund. „Die Commerzienrätin Seebach hatte ihm befohlen, das Mädchen auf die Seite zu schaffen. Um dies glatt abzumachen, wollte er es durch jene Briefe und meinen Antrag zum Selbstmorde zwingen.“

„Noch eine Frage,“ fuhr Gustav, der diese Antwort vorausgesehen hatte, ruhig fort, „wie hieß jene Frau, der Ihr das Kind Hollmanns in Pflege gabt?“

„Peters,“ antwortete Schmidt. Mathilde stieß einen Schrei der Ueberraschung aus.

„Peters?“ fragte sie, „und das Kind war fünf Jahre alt, als sie nach Amerika zog?“

Der Bagabund blickte erstaunt und forschend zugleich das Mädchen an.

„So ist es,“ versetzte er, „wenn ich nicht irre, hat das Kind ein Müttermaal in Form



eines Kreuzes auf dem linken Arme." Anna wartete die letzten Worte nicht ab, mit einem Freudenschrei stürzte sie auf Mathilde zu und streifte, ehe diese es wehren konnte, den linken Ärmel des Kleides in die Höhe.

"Ja, sie ist es," jubelte sie, dem überrascht näher tretenden Notar das Muttermaul zeigend, "ich wußte es ja, daß meine Wohnung mich nicht täuschte."

Stürmisch zog sie das Mädchen, welches von der Größe seines Glückes noch keine Ahnung hatte, an ihre Brust.

Auf Schmidt machte dieser Auftritt nur in sofern Eindruck, als das Wiedererscheinen des verschollenen Mädchens ihn von dem Verdachte, dasselbe ermordet zu haben, reinigte.

Mathilde hatte sich inzwischen gesetzt und erzählte auf die Bitte Rehborn's, daß sie sich jener Frau Peters sehr gut erinnere. Sie habe dieselbe stets für ihre Mutter gehalten; Schmidt, dessen sie sich jetzt dunkel entsinne, der nie mit leeren Taschen gekommen sei, für einen freundlichen, wohlwollenden Oheim. Kurz nach ihrer Ankunft in Amerika sei ihre Pflegemutter erkrankt und gestorben, und eine Familie Müller habe sie nun an Kindesstatt angenommen. Mit dieser war sie später nach Europa, merkwürdigerweise in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, bald aber zum drittenmal verwaist und, weil ihre Pflegeeltern kein Vermögen besaßen, genöthigt gewesen, durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod zu verdienen.

Als Mathilde schwieg, ergriff der Notar ihre Hand.

"Nehmen Sie meinen Glückwunsch," sagte er, "ich werde morgen schon die nöthigen Schritte thun, daß Sie vom Gericht als die verschollene Tochter Hollmann's anerkannt werden, und Sie dann in den Besitz Ihres Vermögens setzen. Jetzt bitte ich Sie, gehen Sie zu Selma. Sie wird sich mit Ihnen über das glückliche Ereigniß freuen. Ich habe mit jenem Manne noch einige Worte zu reden, die Sie in diesem Augenblicke nicht hören dürfen. Helfen Sie Selma einen guten Punsch brauen, sobald ich hier fertig bin, werden wir Ihnen folgen."

Mathilde stand von ihrem Sitze auf und ging hinaus.

Rehborn schloß die Thür und trat vor Schmidt hin.

"Von der ersten Anklage auf Mord seid Ihr gereinigt, bei der zweiten wird es Euch nicht gelingen."

Der Angeredete sah mit einem Blicke, in dem Angst und Trost gepaart waren, in das Antlitz des Sprechenden, der einen Brief von seinem Pulke nahm, und das Auge fest auf den Bagabunden gerichtet, fortfuhr:

"Wo befandest Ihr Euch in jener Nacht, in der der Wucherer sich erhängte?"

Schmidt schien diese Frage erwartet zu haben, denn ohne einen Augenblick zu zögern, erwiderte er trübselig: "Wissen Sie vielleicht, in welcher Nacht der alte Weizhals sich erhängt hat? Mir dünkt, es ist dies bei der Leichenschau nicht festgestellt worden, wie kann ich also sagen, wo ich mich in jener Nacht befand?"

Der Blick Rehborn's ruhte durchbohrend auf Schmidt, der sich sichtbar Mühe gab, Ruhe zu erheischen und das convulsivische Zittern, welches seinen Körper befiel, zu bemeistern.

"Der Mord Hollmann's erfolgte in der Nacht vom 15. auf den 16. Juli," hob der Notar nach einer Weile in gemessenem Tone an. "Wißt Ihr, wer die Zeugen seines Todeskampfes waren? . . . Ihr und Becker; dieser Brief stößt jeden Zweifel daran um . . . Hören Sie zu, meine Herren:

"Herr Becker! Die Vorbereitungen sind getroffen, in der Nacht vom 15. zum 16. Juli werde ich mich gegen 11 Uhr in der St. Nicolasstraße einfinden. Wenn

ich schelle, öffnen Sie mir die Thüre und lassen mich unter irgend einem Vorwande ein. Sobald die Sache abgemacht ist, überreichen wir die Hofmauer und kehren durch das Nebenhaus, zu welchem ich einen Schlüssel besitze, zurück. H. Schmidt."

"Wollt Ihr jetzt noch leugnen?"

Der Bagabund wagte es nicht aufzuschauen, er fühlte, daß die Blicke aller Anwesenden auf ihn gerichtet waren und hatte nicht den Muth, einem derselben zu begegnen.

"Ich habe die That nicht vollbracht," erwiderte er tonlos, "wenn ich auch meine Hand dabei im Spiele hatte. — Becker war es, der den alten Mann erwürgte und die Leiche an den Haken hing; mich verließ der Muth, obgleich ich mir vorher einen tüchtigen Spitz angetrunken hatte."

Rehborn überreichte dem Polizeicommissair die Briefe. "Ich weiß genug," sagte er, "führen Sie den Verbrecher fort und vergessen Sie nicht, seinen Mitschuldigen ebenfalls zu verhaften, sobald Thurn dies möglich ist."

Anna trat ebenfalls den Heimweg an, und Rehborn ging, nachdem er dem Schreiber für die Nacht ein Zimmer angewiesen hatte, mit Gustav in's Wohnzimmer, wo die beiden Mädchen hinter der dampfenden Punschbowle saßen und sie freudig empfingen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Erfinder und sein Loos.

Joseph Ressel, der Erfinder des Schraubendampfers, dessen Monument am 18. d. M. in Wien enthüllt ward, wurde im Jahre 1793 zu Chrudim geboren. Im Jahre 1806 besuchte der Geseierte das Gymnasium zu Linz; im Jahre 1811 vollendete er einen theoretischpraktischen Course des Landartilleriewesens unter dem Hauptmanne Smola zu Budweis. Dort legte er den Grund zu seinen mathematischen Kenntnissen und seiner Fertigkeit im Zeichnen und in der Kalligraphie, welche letztere, nachdem Ressel im Jahre 1812 die Wiener Universität besuchte, die Aufmerksamkeit des Kaisers Franz auf sich lenkte, so daß ihm ein aus der kaiserlichen Privatkassette fließendes Stipendium zu Theil wurde, welches ihn in die Lage setzte, die Vorkursale zu Maria Theresia zu besuchen. Im Frühjahr 1817 wurde Ressel zum Districtsförster in Platerjach in Krain ernannt, wo er das erste Modell des Schraubendampfers aufstellte. Im Jahre 1821 kam Ressel als österreichischer Waldmeister nach Triest. Dort fand er Gelegenheit zur Bewerthung seines seit Jahren ausgearbeiteten Projectes, der Anwendung der archimedischen Schraube auf die Schiffahrt, zu schreiben. Ressel machte aus seinen Ideen und Zeichnungen kein Geheimniß, dennoch ließen sich erst im Jahre 1826 die Kaufleute Julian und Toffiti herbei, die nur 60 fl. betragenden Kosten einer Schraube auf sich zu nehmen. Diese erste Schraube verfertigte der Triester Maschinenherrmann. Man betrachtete die Sache als Spielerei; nur Ressel sah ein, daß die Schraube ein Herrin des Meeres werden müsse, und nahm ein österreichisches Privilegium auf seine Erfindung. Als er aber lithographirte Einladungen zur Theilnahme an seiner Erfindung versenden wollte, schritt die Polizei ein und confiscirte die Lithographien, und ein "Presseproceß" nach damaliger Art schien der Schraube ein Ende machen zu wollen. Unter diesem politischen Drucke verfertigte Ressel ein kleines Schraubenschiff für den Vicekönig von Aegypten, Mehemmed Ali, und erst später erlaubte Postkanzler Graf Saurau unter drückenden Vorwärtsmaßregeln den Bau eines Schraubendampfers in Triest. Während dieser Bau wegen Geldman-

gels langsam vor sich ging, erfuhren drei Franzosen (Pisard, Marad und Rizier) von Ressel's Erfindung, luden den Arglosen nach Paris, ließen sich dort in die Details der Erfindung einweisen und hatten, nachdem ihnen Ressel Alles mitgetheilt hatte, den ersten Dampfer mit Schraube verweigerten aber dem Erfinder jede Anerkennung und nahmen sogar die Ehre der Erfindung in Anspruch.

Eine Berliner Gerichtsscene.

Eine höchst komische Vertheidigung führte der Arbeiter Pritsch, welcher angeklagt war, seinem Kollegen Kennig durch einen Schlag mit der Kümmeilastche eine erhebliche Körperverletzung zugefügt zu haben. Nach Vorlesung der Anklage fragte der

Präsident: Nun, Pritsch, wie war die Sache?

Pritsch (mit wichtiger Miene und nachdem er sich mehrmals geräuspert hat): Mann hören Sie bloß mal, meine lieben Herren Assessors — folglich Weise — sobald es rejent und et is nicht mit de Arbeit — also hat man mehr Vorsatz wie sonst — man trinkt — man spielt — man macht seinen Spous. Un so sizen wir och bei Henningen in Keller „vor 'n Bau.“ Ich selber sizen in de Sopha-Gelke un rouche meinen Cigarren. — Da wird also mein Kennig kommen und schlägt mir den Cigarren aus der Maul. Ich lange nach de Pulke, hebe se in de Höhe un — — (der Angeklagte stoßt hier).

Präsident: Nur heraus mit der Sprach! Sie schlagen Kennig mit der Blaste auf den Kopf, nicht wahr?

Pritsch: I wo so denn? — Ich? ich soll meinen Freund Kennig schlagen? — Ne — Duhu Sie mir den Befallen, Herr Präsident, det können Se nicht verlangen.

Präsident: Die Anklage behauptet es aber.

Pritsch: Ja — die kann ville behaupten. Ich wer Ihnen aber erzählen, wie die Sache war — er, nämlich Kennig meine id, looft jrade in meine Pulke ein — sie is ja nicht mal versprungen — et war son janz kleenet Ahtelpulken — wo soll sich da Gener dran verlegen — is ja jar nich möglich. Fragen Se man meinen Freund Simon — den hab ich mitgebracht — und meintwegen können Se ja och Kennigen selber fragen — der is mein Freund, der muß am Besten wissen, wat er von mir zu halten hat.

Präsident: Kennig ist ja aber 14 Tage krank und arbeitsunfähig gewesen — die Wunde muß also doch schlimm gewesen sein.

Pritsch: I — es war jar nich so schlimm — wenn er man nich mit Pariser int nasse Wetter jejangen wäre — davor kann ich doch nicht! Wer hängen soll, verkauft nicht.

Als der Präsident nun den Anruf der Zeugen befehlt, erscheinen deren vier, während nur zwei geladen sind. — Als sie eintreten, richtet der Angeklagte sich lebhaft in die Höhe und ruft dem Einen zu:

„Immer im, Simon, man nicht ängstlich! Du trittst zuerst vort Brett! Du schwörst, det id unschuldig bin!“

Der Präsident vernimmt den Damnschreien Kennig zuerst. Dieser bekundet eidlisch, daß er, als er am fraglichen Tage im Hemmischen Lokale Karten gespielt habe, vom Angeklagten mehrfach hinten gepuspt worden sei und ihn sich deshalb mit dem Ellenbogen abgewehrt habe. Da dem Angeklagten in Folge dessen die Cigarre aus dem Munde gefallen, habe er ihn sofort mit der Kümmeilastche geschlagen und er, der Zeuge, habe eine Wunde davon getragen, zu deren Heilung er 17 Tage habe in Bethamion zubringen müssen.

Präsident: Nun, Prützsch, verlangen Sie nach dieser eithlichen Angabe die Vernehmung der von Ihnen mitgebrachten Entlastungszeugen noch?

Prützsch: Aee, Herr Klesser — et is wol übrig. — Höre, Simon, Du kannst wieder jehn, oder Sohn. Wir richten doch nicht aus. — (zum Gerichtshofe gewendet) Maden Set milde, meine Herren.

Das Gericht erkannte 4 Wochen Gefängnis gegen Prützsch, der die Anklagebank mit den Worten verläßt: „Es is doch bloß von de Pariser jekommen, mit die er int nasse Wetter jezangen is!“

Vermischtes.

Die Frage der Spielbanken erregt alljährlich die moralische Entrüstung des deutschen Wicdels, indeß, so oft sie schon aufgehoben werden sollten, blühen sie nach wie vor lustig fort. Die Aufzählung dieser Minderinstitute der Kleinfaa-terei dürfte unsern Lesern nicht unwillkommen sein. Die 6 größeren deutschen Staaten, Defterreich und die fünf Königreiche haben keine Banken mehr. Allein in den Mittel- und Klein-staaten bestehen solche noch immer. 1) In Kurheffen zu Mendorf, Hofgeismar, Nauheim und Wilhelmshad. 2) In Baden zu Baden-Baden. 3) In Nassau zu Wiesbaden und Ems. 4) In Mecklenburg zu Dobberan. 5) In Waldeck zu Pirmont und Wildungen. 6) In Hessen-Domburg zu Homburg, wo erst jüngst wieder große Bauten unternommen sind. 7) In Lübeck zu Travemünde. Außer diesen 12 deutschen Raubnestern giebt es ein dreizehntes auf Selgoland.

Das Brandenzer Comite hat 46 unterstüßungsbedürftige Angehörige der verurtheilten Mannschaften von der Vesselschen Compagnie ermittelt, und denselben nach Verhältnis der Dürftigkeit 3 bis 5 Thlr. vierteljährlich aus-gesetzt.

Gewisse Unglücksfälle scheinen durch ein eigenthümliches Verhältnis sich immer wieder-holen zu müssen, so leicht sie auch sich vermeiden lassen. Dahin gehören die oft schrecklichen Fälle, welche leichtfertiges Spielen mit Gewehren her-vorruft, die man irrthümlich für ungeladen hält. Aus der Nähe von Ratibor meldete man fol-gendes entseßliche Ereigniß, das freilich kaum glaublich scheint: Die Niichte des Gatsbürgers zu Liffel, ein Mädchen von 21 Jahren, war eines Nachmittags in Gesellschaft mit andern Personen zu dem dortigen Wirtschaftsbeamten eingeladen worden und man spielte mehrere Ge-sellschaftsspiele. Plötzlich verläßt das Mädchen seinen Platz, ergreift ein in der Sube befindliches Schießgewehr und fordert den Wirtschafts-beamten überzweife auf, sich mit ihr zu schießen. Der Wirtschaftsbeamte geht auch auf den Scherz ein und holt sein in Nebenzimmer be-findliches Schießgewehr, das unglücklicherweise von fremder Hand einige Tage vorher geladen war. Beide legen die Gewehre an, das des Wirtschaftsbeamten entladet sich und das Mäd-chen sinkt, den Kopf vollständig zersehtert, zu Boden. Nach wenigen Minuten war es eine Leiche.

Ein Akt der niederträchtigsten Bar-barei, der besonders jedes Vater- und Mutter-herz empören muß, ist in Gärnforde durch die dänische Bekörde verübt worden. Ein Baron von Plessen rit auf der Straße an einigen spie-lenden Kindern verüber und ein Knabe warf ihm einen Stein an den Arm. Der Vater des Knaben schickte diesen und bezah sich hierauf zu dem Herrn Baron, ihn um Verzeihung zu bitten. Guman und lebenswürdig nahm der Baron die Bitte an. Der Vater wurde jedoch vor die Polizei geladen und ein Herr Justizrat

Leisner, der leider einen deutschen Namen führt, verurtheilte ihn, daß sein 9jähriger, schwächlicher Sohn auf dem Rathhause durchgepeitscht werden solle. In seinem Zammer wandte sich der Ba-ter abermals an den Herrn Baron Plessen, und dieser Ehrenmann war sogleich bereit, die Be-hörte von ihrem grausamen und unmenslichen Beschlusse abzubringen. Indesß vergebens! ebenso vergebens brachte der bekümmerte Vater Schül-zeugnisse seines Sohnes bei, welche bewiesen, daß dieser durch Betragen und Fleiß sich stets ganz besonders ausgezeichnet habe. Die Dänen und deutschen Renegaten à la Leisner mußten einen deutschen Rücken prügeln, noch dazu einen neunjährigen! Nachmittags 1½ Uhr kamen in der Wohnung des unglücklichen Vaters an: Der genannte Herr Justizrath, der Herr Physi-kus Dr. v. Wasmer, der Herr Oberpolizeidiener Kolb und die Wächter Reimers und Rhode, legte er mit einem Bündel Ruthen. Diese dem deutschen Wolfe hiermit bekunnten Henkersknechte gestanden nun höchst human, daß der Vater, Schlächtermeißler Carl Büßel, sich entseute, um nicht die Zudungen seines armen Knaben zu sehen und begannen dann ihr niederträchtiges Werk. Als der Vater zurückkehrte, lag sein Sohn mit zerfleischtem Rücken da und bat seit-dem das Bett noch nicht verlassen. Die ganze Stadt ist entrißet über einen solchen Akt der Barbarei. Herr Baron von Plessen bemüht sich auf's Menschenfreundlichste um den Knaben, an dessen Unglück er die unschuldige Ursache gewesen. Denn es ist gar nicht einmal constatirt, daß derselbe den Zweig nach ihm geworfen.

Tessin, 12. Jan. Ueber das Unglück in Locarno wird dem Berner „Aund“ von hier folgendes berichtet: Die große Masse von Schnee, der in den letzten Tagen fast durch-gängig im ganzen Tessin gefallen ist, alle Ver-bindungen unterbrochen im Linnier Thal und nnderwärts durch Lawinen Hecken und Vieh weggerissen und bei Airolo ein Menschenleben ge-lopset hat, nicht zu gedenken ähnlicher trauriger Berichte, die aus den abgelegenen Seitenthälern ohne Zweifel noch eintreffen werden, hat den Gipfelpunkt des Unheils in Locarno verursacht. Das Gewicht des Schnees drückt einen Theil des Dachstuhles der dortigen Pfarrkirche ein, gerade während des geistigen sonntäglichen Nach-mittags-gottesdienstes. Nähere Berichte fehlen zur Stunde noch, da die telegraphischen und andern Verbindungen noch nicht hergestellt sind; doch scheint so viel fast unzweifelhaft, daß der Tod eine reiche Ernte gemacht hat. Man spricht von 47 todt herausgezogenen weiblichen, 1 männli-chen Person und vielen Bewundeten. Cyress von hier abgesandte Aerte und andere Personen sind zur Stunde noch nicht zurück.

Einem Bericht der „N. Zürch. Ztg.“ aus Locarno, 12. d., entnehmen wir noch folgen-des über das oben erwähnte Unglück: Als die größte Gefahr vorüber war, schöpften die nieder-geschlagenen Gemüther der Anwesenden wieder Muth; man legte sofort Hand an, um die Masse der Trümmer, unter welchen die beklagten Opfer lagen, wegzuschaffen; diese Arbeit zog sich bis Abends 8 Uhr hinaus. Diesen Morgen hat sich das Friedensgericht von Locarno mit zugezo-genen Aerzten in die Kirche begeben und daselbst das Vorhandensein von 32 Leiden constatirt, von welchen 30 dem weiblichen Geschlechte und eine einzige dem männlichen Geschlechte angehöret; si erdieß waren 7 andere Leiden von Verwand-ten schon gestern Abend in ihre Wohnungen abgeholt worden. (Ein amtlicher Bericht theilt die Namen der 46 Verunglückten mit; es sind darunter 32 unversehrte.)

Die vom Kaiser Napoleon gehaltene Chroni-ke bestand aus 1324 Worten und wurde in 16 Minuten von Paris nach London befördert; von der telegraphischen Station der Rue de Grenelle um 1 Uhr 20 Minuten abgegangen,

war sie um 1 Uhr 36 Minuten vollständig an ihrem Bestimmungsorte angekommen. Die Tele-graphenverwaltung hat dabei nicht weniger als fünf Drächte benugt und die Hälfte ihrer geüb-testen Beamten in Anspruch genommen. Die-selbe Rede wurde um 2 Uhr nach Brüssel über-macht und daselbst schon um halb 4 Uhr gedruckt ausgetragen und verkauft.

In Venedig ist dieser Tage ein junger Bo-lognese verhaftet worden, welcher des Mordes seiner Eltern, seiner Schwester, seiner Geliebten und deren Kindes angeklagt ist. Vor drei Mo-naten wurde am hellen Tag ein Geldwechsler in einer der belebtesten Straßen der Stadt in seinem Gewölbe ermordet. Nun hat man Ver-dacht, daß der erwählte Bolognese auch diesen Mord verübt habe, weshalb seine Auslieferung an Pirmont erst dann erfolgen wird, wenn man sich hierüber Gewisheit verschafft hat.

Man liest in dem Berliner „Handelsblatt“ folgende Redactionsmittheilung: „Ein durchaus eigenthümlicher Vorschlag ist uns von Herrn Trenor, Tauschlehrer aus unserer Stadt, zugegan-gen. Er schlägt uns vor, seine Anzeige in un-ser Blatt zu nehmen und dafür zur Ausgleichung Tanzstunden von ihm zu empfangen.“

Die „Gerichtshalle“ erzählt, daß die Parteien oder ihre Vertreter ihr eigenes Papier zu den Gerichten in Wien bereits früher beobachtete, neuerlich jedoch ausnahmslos bei allen Gerichten eingeführte Norm. Bei dem Wiener Landesge-richte jedoch hat das Erspargungssystem noch größere Dimensionen angenommen, und es wird auch von den Parteien die Mitbringung einer Feder verlangt; außer der Feder des Referenten gibt es im Verhandlungssaale keine Feder. Ein hiesiger Advocat, der das schwere Mithsel, seinen Namen ohne Feder zu unterfertigen, zu lösen hatte, fand hierzu bald den Schlüssel; er tauchte seinen Finger ins Tintenfaß und schrieb mit solch' tintengetränktem Finger in zwar nicht fei-nen, aber leserlichen Zügen, seinen Namen hin.

In Gotha wurde dieser Tage eine fast 80jährige Frau durch den Tod erlöst, die vor 20 Jahren erblindet war, vor 15 Jahren das Gehör, vor 5 Jahren auch noch die Sprache und voriges Jahr endlich den Verstand verloren hatte. Die Unglückliche, deren Irrsinn zuletzt in Maserai ausgebrochen war, hatte die letzten acht Tage ihres jammervollen Lebens ein Un-terkommen im dastigen Irrenhause gefunden.

Bei Bodum im Kreise Crefeld entdeckten Arbeiter unter einem Haufen Buchweizenstroh einen Menschen in einem jämmerlichen nicht zu beschreibenden Zustande. Der Aermste, ein Knack aus Buderich bei Neuß, war ohne Arbeit und Nahrung mehre Tage lang umhergeirrt, bis er sich zuletzt, vor Hunger und Kälte fast aufgerie-ben, entschloß in das Stroh zu kriechen und da zu sterben. Auf Befragen wußte sich nur zu erinnern, daß er zwei Tage vor Neujahr sich hingelegt; mithin hatte derselbe sieben Tage ohne Nahrung gelebt. Man schaffte ihn mit größter Vorsicht auf das Bürgermeisteramt von Bodum, wo er trotz der sorgsamsten Verpflegung ver-schied.

Anzeiger.

Nach §. 10 der Statuten der hiesigen Gesellen-Kranken-Casse sind die Meister für die richtige Bezah-lung der Beiträge ihrer Gesellen verantwortlich und sie dagegen befugt, insoweit den Lohn derselben zurück-zubehalten.

Indem das Amt diese Bestimmungen in Erinne-rung bringt, fügt es hinzu, daß die Vorsteher ange-wiesen sind, die Rückstände jeden Monat zur Beiträ-gung einzurufen, die Säumnigen daher die Kosten derselben zu tragen haben werden.

Amt Platze 1863, Januar 21.
Strackerjan.

Bücking.

